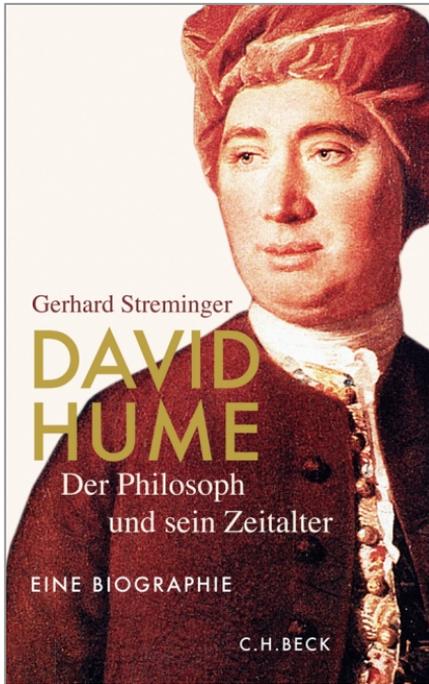


Unverkäufliche Leseprobe



Gerhard Streminger
David Hume
Der Philosoph und sein Zeitalter
Eine Biographie

797 Seiten, Leinen
ISBN: 978-3-406-61402-6

PROLOG

*Bleib' nüchtern und vergiss' nicht,
skeptisch zu sein!*

David Hume war ein Mensch mit heftigen Affekten und ruhigen Gefühlen, und er besaß einen überaus kühnen Verstand. In seinem Jugendwerk, dem *Treatise of Human Nature*,² analysierte er eine Reihe philosophischer Probleme mit einer Überzeugungskraft und Eleganz, die heute noch auf größtes Interesse stoßen: das Induktionsproblem, die Kausalanalyse, die Frage nach der Existenz einer Außenwelt und des Ichs, das Problem der Einbildungskraft, die Sein-Sollens-Dichotomie, die Verträglichkeit von Freiheit und Notwendigkeit sowie der Ursprung von Recht und Moral.

Hume folgte in der Ausarbeitung dieser Themen ohne Rücksicht auf religiöse Traditionen und Autoritäten allein der Logik seiner Gedanken; und diese führten ihn in seiner Erkenntnistheorie vom vergleichsweise idyllischen Hafen eines dogmatischen Empirismus in den Wirbelsturm eines universellen Zweifels. Nach Jahren einsamen Denkens über die Fragwürdigkeit des Gedachten hatte Hume den Boden unter den Füßen verloren. Zwar konnte er mühelos durchschauen, welche mangelhafte Ware Dogmatiker am Markt der Ideen feilboten, aber der Verstand vermochte keine Sicherheit mehr zu geben; nicht-intellektuelle, instinktive Antriebe mussten den jungen Philosophen aus einer lebensgefährlichen Krise retten.³

Nach dieser Erfahrung, die er im Schlusskapitel des ersten Buches des *Treatise of Human Nature* eindrucksvoll schildert, gab Hume eine spezifische Form des Skeptizismus auf und erlaubte seinem Bedürfnis nach Geselligkeit, sich zu entfalten. Hume wurde ein kontaktfreudiger Mensch, ehrlich, herzlich, freigebig und überaus humorvoll ohne jedes künstliche Getue. Hume, der unverheiratet geblieben war, liebte Gespräche mit Freunden, genoss das «Fest der Vernunft» mit einigen Auserwählten – und solide Mahl-

zeiten. Nirgendwo sehen wir ihn auf sein überlegenes Genie pochen oder mit seinen Einsichten hausieren gehen. Hume war zufrieden, wenn er an seinen philosophischen Ideen arbeiten, am gesellschaftlichen Leben der Stadt, in der er gerade lebte, teilnehmen und darüber hinaus sich selbst und anderen Freude bereiten konnte. Mehrfach berichteten Zeitgenossen voll Staunen, wie rasch intellektuelle Gegner ihre Vorurteile ihm gegenüber ablegten, sobald sie den Philosophen persönlich kennengelernt hatten. Humes Fähigkeit, auch über sich selbst, insbesondere über seine enorme Leibesfülle lachen zu können, ließ ihn leicht Freunde gewinnen; und die Tatsache, dass dem unbestechlichen Skeptiker im zwischenmenschlichen Kontakt praktisch jedes Misstrauen fehlte, machte ihn ausgesprochen liebenswert. Dieser Mangel an gesundem Misstrauen hatte allerdings auch seine Schattenseiten, wie in der berühmten Querele mit Jean-Jacques Rousseau besonders deutlich wurde. Im Vergleich zu seinen empiristischen Vorgängern war Hume ungleich moralischer als Francis Bacon, weitaus praktischer als George Berkeley und viel fröhlicher als John Locke. Nur Ungerechtigkeiten und die Arroganz von Fanatikern – vor allem dann, wenn sie sich mit dem Willen Gottes bestens vertraut wähnten –, vermochten ihn zeitlebens zu empören und kurzfristig auch zu verbittern.

Trotz seines ausgeprägten Sinns für Geselligkeit kehrte Hume immer wieder zu seinen Studien und der damit verbundenen Einsamkeit zurück. Nach der Veröffentlichung des *Treatise of Human Nature*, den Hume weitgehend in Frankreich, und zwar in Sichtweite jenes Jesuitenklosters geschrieben hatte, in dem René Descartes erzogen worden war, wandte er sich auch gedanklich praktischeren Dingen zu. Hume verfasste eine Reihe von Essays über politische, ökonomische, literarische und religionsphilosophische Themen, die seinen Ruhm als bedeutendster englischsprachiger Schriftsteller seiner Zeit begründeten. Hume verkörperte für viele das Ideal von Unabhängigkeit und Unparteilichkeit inmitten ideologischer Gehässigkeiten. Durch den Erfolg der *Essays Moral and Political*⁴ ermutigt, entschloss sich Hume, seinen unglücklichen, von der Öffentlichkeit entweder geschmähten oder gänzlich ignorierten *Treatise of Human Nature* in einer sprachlich gefälligeren Form zu überarbeiten. Mit Akribie vermied Hume in der *Enquiry concerning Human Understanding* und der *Enquiry concerning the Principles of Morals* jene Spuren von Weltfremdheit und Versponnenheit, die dazu geführt hatten, dass sein Jugendwerk als eine Form des philosophischen Skeptizismus abgetan wurde, die niemand ernst nehmen müsse. Den beiden überarbeiteten Ver-

sionen sieht man die skeptischen Stürme des *Treatise of Human Nature* nicht mehr an, vielmehr sind sie auf der Basis eines *common sense*, eines ‚gesunden Menschenverstandes‘ geschrieben.

Nach der Veröffentlichung seiner Philosophie arbeitete Hume fast zehn Jahre lang an der *History of England*. Er versuchte darin, die Geschichte Englands aus kosmopolitischer Sicht zu schreiben. Obwohl auch diese Arbeit zunächst einen wahren Sturm der Entrüstung auslöste, wurde sie schließlich eine der einflussreichsten Geschichtsdarstellungen, die je verfasst wurden. Humes *History of England* dürfte sogar eines jener wenigen Bücher sein, deren Leserkreis einmal den Großteil der lesenden Öffentlichkeit Großbritanniens einschloss. Noch Mitte des 19. Jahrhunderts sah Theodor Fontane Humes Werke «in endloser Reihe»⁵ in englischen Wohnzimmern stehen, und bis heute wurden von der *History of England* allein auf Englisch mindestens 100 Ausgaben publiziert. Im 19. Jahrhundert zählte man Hume in britischen Bibliotheken zumeist zu den Historikern und nicht zu den Philosophen (wie etwa im Katalog des British Museum). Kein Philosoph seines Rangs besitzt einen vergleichbaren Status als Historiker.⁶

Da Hume Schotte war, musste er in England in Zeiten ausgeprägt anti-schottischer Ressentiments zahlreiche Erniedrigungen ertragen. Es bedurfte wohl der Werke von Walter Scott, bis größere Teile der englischen Öffentlichkeit bereit waren, sich einzugestehen, dass ihre Nachbarn im nördlichen Teil der Insel gleichberechtigte Partner seien.⁷ Und Hume war nicht bloß Schotte, sondern obendrein wortgewaltiger Befürworter gefährlicher, nämlich religionskritischer Ideen. Deshalb war er, auch in seiner engeren Heimat, derben Attacken von christlicher Seite ausgesetzt. Zweimal war es dem schottischen Klerus gelungen zu verhindern, dass Hume auf einen Universitätslehrstuhl berufen wurde, so dass er nicht-akademischen Tätigkeiten nachgehen musste. Zunächst wurde er Privatlehrer eines geisteskranken englischen Marquis, danach Sekretär eines schottischen Generals, den er auf eine militärische Expedition nach Frankreich sowie auf eine Gesandtschaftsreise an die Höfe in Wien und Turin begleitete.⁸ Trotz neuerlicher Widerstände von Seiten religiös-orthodoxer Kreise wurde einer der größten Philosophen, die je gelebt haben, schließlich Bibliothekar in Edinburgh, danach Sekretär und für einige Zeit *chargé d'affaires*, also Geschäftsträger, in der britischen Botschaft in Paris. Jahrelang war Hume dort Mittelpunkt der aufgeklärten Salons und des Hofes in Versailles.

Trotz ausgedehnter Reisen und längerer Auslandsaufenthalte verbrachte Hume den Großteil seines Lebens in Schottland, wo sich um ihn die heute so berühmten Schottischen Aufklärer versammelten. In dieser höchst bemerkenswerten Gruppe an Gelehrten wurde Humes Genie vollständig gewürdigt, wenn auch nicht vollständig gebilligt. Adam Smith, der große Moralphilosoph und Ökonom, war einer der wenigen, die sich problemlos in der Gedankenwelt Humes zurechtfinden konnten.⁹ Aber auch er lehnte den intellektuellen Radikalismus seines Freundes ab. Während die französischen Aufklärer, trotz aller Wertschätzung, Humes engagierten, gelegentlich sogar kämpferischen Agnostizismus immer noch für zu wenig atheistisch hielten, wiesen die schottischen Freunde wesentliche Teile seiner Religions- und Erkenntniskritik als zu atheistisch zurück. Die Schottischen Aufklärer waren ausnahmslos dem Deismus nahegestanden, jener Religion der Aufklärung, die sich auf empirische Erfahrung stützen und zwischen Religion und der neu entstandenen Naturwissenschaft vermitteln wollte. Hume, der gelernt hatte, mit vielen Fragen und wenigen Antworten zu leben, dürfte sich daher zeitlebens intellektuell einsam gefühlt haben.¹⁰

Nach einer kurzen Tätigkeit als Unterstaatssekretär in London kehrte er im Alter von 58 Jahren endgültig nach Edinburgh zurück. Hoch geachtet verbrachte Hume dort den Lebensabend im Kreis der Freunde und starb, ohne den angeblichen Trost der Religion in Anspruch zu nehmen, zur herben Enttäuschung religiöser Fanatiker vollkommen ruhig und gelassen. «Sowohl zu Lebzeiten wie auch seit seinem Tod», so beschloss Smith das Epitaph auf seinen Freund, «habe ich ihn immer für denjenigen gehalten, der sich dem Ideal eines vollkommen weisen und moralischen Menschen so weit näherte, als es die Unvollkommenheit der menschlichen Natur vielleicht überhaupt zulässt.»¹¹ Humes französische Freunde hatten ihn *le bon David* genannt; und jene Straße in Edinburgh, in der er sich ein Haus hatte bauen lassen und wo er auch gestorben ist, trägt noch heute den Namen, den ihr eine junge Verehrerin des Philosophen einst gegeben hatte: *Saint David's Street*.

Drei Jahre nach Humes Tod wurden die *Dialogues concerning Natural Religion* veröffentlicht, vielleicht das Meisterwerk der Aufklärung. Diese Dialoge über natürliche Religion sind zugleich Humes Resümee einer lebenslangen Beschäftigung mit dem Phänomen des Religiösen. Hume war calvinistisch erzogen worden, hatte jedoch früh begonnen, nach Dingen zu fragen, die sorgfältig hinter dem Tempelvorhang versteckt worden

waren. Die Grausamkeiten, die im Namen des Christentums geschehen sind – etwa die Religionskriege des 16. und 17. Jahrhunderts, die ganze Landstriche entvölkert hatten –, waren für ihn nicht bloß historische Fakten. Zudem gab es weiterhin Formen religiösen Wahns: So wurden allein in Schottland zwischen 1479 und 1722 etwa 17 000 Menschen hingerichtet, weil man sie des Pakts mit dem Teufel bezichtigt hatte;¹² rechtfertigten Gottesgelehrte, etwa in der Schweiz und in Polen, weiterhin Hexenverbrennungen; wurden französische Hugenotten ob ihres Glaubens auf Anordnung staatlicher Gerichte «vom Leben zum Tode befördert»; und empfanden es andere als Vollziehung des göttlichen Willens, dass Ketzer und Ungläubige auf dem Scheiterhaufen der Spanischen Inquisition den Flammentod starben. 1772, vier Jahre vor Humes Tod, wurde zum letzten Mal in Schottland (in Darnoch, nördlich von Inverness) eine alte Frau lebendig verbrannt, weil man sie der Hexerei verdächtigt hatte. Der Glaube an die böswillige Macht von Hexen und Zauberern war einer der vielen verhängnisvollen, also phantasiereichen und gedankenschwachen Versuche, die Leiden der Welt mit der Existenz eines gütigen und gerechten Gottes in Einklang zu bringen.

Jahrhundertlang war gerade auch von vielen schottischen Gläubigen die Lehre, dass der Allmächtige für einen Großteil der Menschen eine Ewigkeit in Qualen vorherbestimmt habe, für wahr gehalten worden. Diese spezifische Vorstellung von Gottes Gerechtigkeit verlor jedoch an Überzeugungskraft, als gegen Ende des 17. Jahrhunderts immer mehr Menschen die Lehre von der ewigen Verdammnis als ungerecht empfanden. Mit der Zurückdrängung der Vorstellung, dass es Ausdruck göttlicher Gerechtigkeit sei, für endliche Vergehen unendliche Strafen auszusprechen, verlor ein ehemals wichtiges Argument für religiöse Verfolgungen an Gewicht, das Argument nämlich, dass irdische Qualen die unbelehrbaren Ketzer vor ewiger Strafe bewahren könnten. Gleichwohl beklagte noch 1768 eine so wichtige Figur in der Geschichte des Christentums wie John Wesley, Begründer der Kirche der Methodisten und einer der großen Gegenspieler Humes, das Nachlassen der Hexenverfolgungen und die kritische Distanz gegenüber Berichten vom Wirken Satans. Wesley zufolge bedeute dies die «Aufgabe» der biblischen Botschaft und einen Verfall der Moral.¹³

Zwar hatte Hume unter gemäßigten Klerikern viele Freunde, aber in orthodoxen Kreisen galt er als der Große Ungläubige, den man in den Stoßgebeten zum Himmel wohl am liebsten in eines der Flammengräber des Infernos wünschte, wo Dante die ketzerischen Epikureer büßen ge-

sehen hatte. Den fundamentalistisch Gesinnten galt ein Philosoph, der ein rein diessetsbezogenes Leben geführt und darin Seelenruhe gefunden hatte, *mit Fug und Recht* als gefährliche Herausforderung. Aber sind Humes religionskritische Überlegungen heute, «wo doch die Säkularisierung weit fortgeschritten ist», noch aktuell? Viele Zeitgenossen, die hier, also im Westen Europas leben (können), halten das Christentum (nicht jedoch den Islam) für tolerant bis gleichgültig und für machtlos bis harmlos. Denn die Last des Beweises habe sich nun einmal von jenen, die leugnen, auf jene, die behaupten, also von den Ungläubigen zu den Gläubigen verschoben. Und selbst in vielen katholischen Kreisen sind «Toleranz» und «Liberalität» natürlich keine Schimpfworte mehr. In den christlichen Großkirchen Westeuropas wird heute kaum noch mit dem Tag des Gerichts oder gar mit ewigen Höllenfeuern gedroht, sondern den allermeisten wird Aufnahme in ein jenseitiges Paradies verheißen.

Aber lehrt nicht gerade das Christentum, dass eine Wiederkehr von bereits tot Geglaubtem möglich ist? Und lehrt nicht die Geschichte, dass nur dort, wo die extremistischen Flügel der verschiedenen Kirchen «von der weltlichen Obrigkeit gestützt worden waren», auch «der Fortschritt gesichert» war?¹⁴ Und mag mancherorts die Säkularisierung tatsächlich weit fortgeschritten sein, so gewinnen selbst in den Kirchen Westeuropas fundamentalistische Bewegungen, die nach menschlicher Unmündigkeit streben und sich der rationalen Rechtfertigung verschließen, an Einfluss; und anderswo gibt es wieder zahlreiche gewalttätige Auseinandersetzungen zwischen den Anhängern verschiedener Glaubenssysteme, Religionskriege also. Es existiert offenbar kein Kampf der Kulturen, wohl aber ein solcher fundamentalistisch orientierter Religionen. Eine grundsätzliche Analyse und Kritik des Phänomens der Religion, wie Hume und andere Aufklärer sie entwickelt haben,¹⁵ ist also weiterhin von allergrößter Bedeutung. Dass darüber hinaus die übrigen Ausführungen, zumindest Fragestellungen, des «Vaters der modernen Philosophie» von großer Aktualität sind, wird ohnedies kaum jemand bezweifeln.¹⁶

HISTORISCHER HINTERGRUND

Zur Frühgeschichte Schottlands

Das Leben David Humes war aufs Engste mit Schottland verbunden. So wie viele aufgeklärte Schotten seiner Zeit sprach er englisch, dachte kosmopolitisch und fühlte schottisch. Um dies zu verstehen, muss man zurückblättern in die Geschichte seiner Heimat:

Das Land der Schotten war lange Zeit ein unverhältnismäßig armes, unruhiges und zerrissenes Land. Klimatisch und ökonomisch ein Ort des Mangels, lag es historisch und kulturell am Rande Europas, was damals im europäischen Selbstverständnis hieß: am Ende der Welt. Schottland, dessen nationales Symbol nicht die Rose oder gar die Lilie, sondern die Distel ist, wurde von fünf verschiedenen ethnischen Gruppen besiedelt, eine jede mit einer anderen Sprache und Tradition.

1. *Die Pikten*. Die wichtigste Quelle unseres Wissens vom «alten Kaledonien» ist Tacitus' *De vita Julii Agricolae* [Vom Leben des Julius Agricola]. Der römische Historiker beschreibt darin das Leben seines Schwiegervaters, der gegen die Völker im hohen Norden der britischen Inseln gekämpft hatte. Land und Schottland tief beschreibt der sonnenverwöhnte Tacitus so: «Der Himmel ist durch häufigen Regen und Nebel hässlich; rauhe Kälte fehlt. Die Länge der Tage geht über das Maß unserer Breiten hinaus: die Nacht ist hell und im äußersten Teile Britanniens kurz ... Der Boden ist, sieht man von dem Ölbaum, dem Weinstock und dem übrigen ab, was in heißeren Ländern zu wachsen pflegt, für Feldfrucht geeignet und ergiebig: langsam wird sie reif, schnell kommt sie hervor.»¹

Tacitus nennt die Bewohner dieses Nebellandes im Nordwesten des römischen Reiches auch Pikten (*picti*, «die Bemalten»), wahrscheinlich wegen der Körpertätowierungen, die den Rang innerhalb der Gesellschaft anzeigten. Mit ziemlicher Sicherheit waren die von Tacitus beschriebenen Pikten keine Kelten, sondern keltisierte Nachfahren jener megalithischen

Völker, die die großen Steinkreise errichtet hatten, dessen bekanntester Stonehenge ist, das steinzeitliche Rechenzentrum im Südosten Englands.² Auf Orkney, der Inselgruppe im Norden Schottlands, bauten die Megalithen bereits vor 5000 Jahren Häuser aus Stein; die bekannteste Siedlung ist Skara Brae. Im Gegensatz zum Keltischen war die Sprache der Pikten nicht indogermanisch, und ihre Königsfolge dürfte matrilinear gewesen sein;³ das Zentrum ihres Reiches war Scone nahe Perth. 84 n. u. Z. kam es mit den Eindringlingen aus dem Süden, den Römern, zur großen Schlacht. Vor dem Kampf hielt der Piktenführer Calgacus (Calgaich) eine Rede, in der er das römische Expansionsstreben verdammt und die Vision einer allgemeinen Erhebung gegen die Besatzer entwarf: «Uns, die äußersten auf dem Erdkreis und die letzten der Freiheit, hat bis zum heutigen Tage die bloße Zurückgezogenheit und der Ruhm verteidigt; jetzt liegt der Grenzstein Britannien [also die nördlichste Grenze] offen da ... Aber kein Stamm wohnt mehr darüber hinaus, nur Fluten gibt es und Felsen, und noch bedrohlicher sind die Römer, deren Überheblichkeit man vergeblich durch Fügsamkeit und Maßhalten zu entgehen versucht. Plünderer des Erdballs, durchstöbern sie, nachdem den alles Verwüstenden die Länder fehlten, jetzt auch noch das Meer: Ist der Feind begütert, so sind sie habgierig, ist er arm, ehrsüchtig; sie, die nicht der Orient, nicht der Okzident gesättigt hat ... Stehlen, Morden, Rauben nennen sie mit falschem Namen Herrschaft und dort, wo sie eine Wüste schaffen, nennen sie es Frieden.»⁴

Mit Ausnahme von Skandinavien, der Insel Irland, des Osten Dakiens sowie großer Teile Germaniens war damals ganz Europa von den Römern besetzt. Ganz Europa? Nein! Der *Norden Britanniens*, wo etwa seit dem fünften Jahrhundert v. u. Z. auch keltische Völker lebten, war zum Zufluchtsort all jener geworden, die sich den neuen Herrn vom Mittelmeer nicht beugen wollten. Geschützt durch eine der spektakulärsten Landschaften Europas, lebte im Norden der britischen Inseln der Kern des Widerstandes gegen die römische Besatzung. Wenn Calgacus vor der Schlacht die Versammelten mit «die ihr noch frei wart von Knechtschaft» ansprach und auch mit «die Edelsten von ganz Britannien», die «auch die Augen selbst noch frei von der Berührung mit der Gewaltherrschaft hatten», so dürfte er auf eben diesen Punkt angespielt haben.⁵ Zwar verloren die Pikten, obwohl die verschiedenen Stämme sich endlich zu einem Bündnis zusammengeschlossen hatten,⁶ die blutige Schlacht am Mons Graupius, wahrscheinlich nahe Aberdeen (10 000 Kaledonier und nur

360 Römer sollen dabei gefallen sein), nicht jedoch ihre Unabhängigkeit. Denn Agricola, der römische Heerführer, zog – vor allem wegen der Unzugänglichkeit und Unwirtlichkeit des Landes – seine Truppen wieder weiter nach Süden zurück.

Der nördliche Teil Schottlands blieb weiterhin ein Widerstandsnest gegen die Römer, und mit der Zeit perfektionierten die dortigen Bewohner ihre Guerillataktik. Im Jahre 118 n. u. Z. etwa marschierte die Neunte Legion nach Norden, um eine neuerliche Rebellion niederzuschlagen ... und wurde nie mehr wiedergesehen. Das tausendjährige Reich der Römer sollte zu Ende gehen, ohne dass es diesen gelungen wäre, Schottlands lästige Ureinwohner zu beherrschen. Im Norden der britischen Inseln nahm das Leben somit ohne fremde Herren – und auch ohne die Wohltaten der römischen Zivilisation, gute Straßen beispielsweise – seinen gewohnten Lauf.

2. *Die Briten*, das sind romanisierte Kelten. Aufgrund schwerer militärischer Niederlagen an der Donau mussten die Römer um 87 n. u. Z. einen Teil ihrer Truppen aus Britannien abziehen. Als Folge davon zogen sich die im Süden des heutigen Schottlands verbliebenen Truppen noch weiter in den Süden, etwa auf die Höhe des heutigen Newcastle in England, zurück. Dieser Status quo wurde von Kaiser Hadrian akzeptiert, der den Bau einer mächtigen Verteidigungsanlage befahl, des schließlich nach ihm benannten *Hadrian's Wall*. Sein Nachfolger, Antoninus Prus, wollte sich indes militärischen Ruhm erwerben und entschied sich für eine offensive Politik gegen die Pikten. Die Wiedereroberung nördlicherer Gebiete, also des südlichen Teils des heutigen Schottlands, war im Jahre 142 n. u. Z. abgeschlossen, und bald danach begannen die Römer mit dem Bau militärischer Anlagen. An Schottlands enger Taille, also am Forth-Clyde Isthmus – auf Höhe der modernen Städte Edinburgh und Glasgow – wurde der *Antonine's Wall* errichtet. Etwa vierzig Jahre lang verlief hier die Grenze zwischen dem römischen Reich und den Völkern im Norden der britischen Insel. Aber dann mussten die Römer, aufgrund dauernder Angriffe von Seiten der Pikten, diesen Festungswall wieder aufgeben, und sie zogen sich erneut hinter den Hadrian's Wall zurück.⁷

Abgesehen von diesem kurzen Intermezzo im zweiten Jahrhundert bildete der Hadrian's Wall von 122–367 n. u. Z. die nördlichste Grenze des römischen Reiches. Im Süden des heutigen Schottlands, gleichsam in einer Pufferzone zwischen dem von Pikten bewohnten und dem von Römern besetzten Land, lebten romanisierte Kelten. Neben den Pikten

waren sie, die Britannier (oder *Briten*), die zweite große ethnische Gruppe Schottlands. Die ersten keltischen Völker waren bereits Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung in dieses Gebiet eingewandert und standen nun Jahrhunderte lang unter römischem Einfluß. Ihre Romanisierung kommentierte Tacitus mit bitteren Worten: «Dann ließ er [= Agricola] die Söhne der Fürsten in den freien Künsten bilden und stellte die Begabung der Britannier [= romanisierte Kelten] über die Bemühungen der Gallier [= Kelten], so dass die, welche eben noch die römische Sprache abwiesen, jetzt Beredsamkeit begehrten. In der Folge kam sogar unser Aussehen zu Ehren, und die Toga wurde häufig. Und allmählich ging man zu Annehmlichkeiten und Ausartungen über, zu Säulenhallen, Bädern und erlesenen Festgelagen. Und das hieß bei den Unerfahrenen Kultur, während es ein Teil der Knechtschaft war.»⁸ Gegen Ende des vierten Jahrhunderts kehrten aber immer mehr Römer der britischen Insel den Rücken, um die ewige Stadt Rom zu verteidigen. Um 410 verließen aufgrund eines Räumungsbefehls die noch verbliebenen römischen Truppenteile Britannien.

3. *Die Skoten*. Historisch zu fassen ist als nächstes die Einwanderung gälisch sprechender Kelten aus Irland. Die so genannten «Skoten» kamen von jener grünen Insel, die niemals von Römern erobert worden war, und sie siedelten im Westen Schottlands. Gegen Ende des fünften Jahrhunderts gründeten sie dort das Königreich Dalriada. Zwischen ihnen, den Skoten, und den Ureinwohnern, den Pikten, kam es jahrhundertlang zu kriegerischen Auseinandersetzungen. Nachdem die Pikten entscheidend besiegt worden waren, verlegte der Skotenkönig Kenneth, Sohn des Alpin [MacAlpine], Mitte des 9. Jahrhunderts seinen Hof nach Scone. Als erster König eines geeinten Reiches der Skoten und Pikten, nämlich des Königreiches Alba, bestieg Kenneth jenen Krönungsstein, den die Skoten aus Irland mitgebracht hatten.⁹

4. *Die Angeln*. Seit dem dritten nachchristlichen Jahrhundert suchten germanische Piraten regelmäßig die Ostküste Britanniens heim (bereits zuvor waren germanische Völker von Römern zumindest in Ostengland angesiedelt worden). In demselben Jahrhundert, in dem Skoten den westlichen Teil Mittelschottlands besiedelten, ließen sich germanische Völker, insbesondere Angeln (aus Angeln, im heutigen Schleswig-Holstein), im südöstlichen Teil Schottlands, den Lowlands [= Tiefland] mit dem Kernland Lothian nieder. Die Briten wurden dadurch an den südwestlichen Rand gedrängt und bewohnten nun das Land zwischen Solway Firth und dem Firth of Clyde, mit dem Zentrum Strathclyde. Obwohl die germani-

schen Völker von den Briten ursprünglich wahrscheinlich zum Schutz gegen die Pikten zu Hilfe gerufen worden waren, kam es in der Folge zwischen ihnen zu zahlreichen Schlachten, wobei auf keltischer Seite auch der sagenumwobene König Arthur gekämpft haben soll. Eines der sieben Königreiche der Angeln und Sachsen war Northumberland, das Land nördlich der Humber (bei Kingston upon Hull), das im 7. Jahrhundert bis zum Firth of Forth reichte; und noch lange hielten die Angeln jene Befestigung, der sie den auch heute noch gebräuchlichen Namen gegeben hatten: Die Burg des Edwin, *Edinburgh*.¹⁰

5. *Die Wikinger*. Seit dem Ende des 8. nachchristlichen Jahrhunderts überfielen Wikinger (auch: Nordgermanen, Normannen, Skandinavier, Norweger oder Dänen genannt) Siedlungen auf den Orkney- und Shetland-Inseln sowie im Norden der Hauptinsel. Nachdem sie dieses Gebiet geplündert hatten, dehnten sie ihre Raubzüge auch nach Süden aus und griffen Northumberland, also eines der Reiche der Angeln, und das britische Königreich von Strathclyde sowie die Hebriden an; ab 835 ließen sie sich in eigenen Siedlungen nieder. Die Wikinger hatten die große Streitaxt mitgebracht, die später die umfangreichen Rodungen und damit die Umwandlung von Wald- in Ackerland wesentlich erleichterte. Die Inseln sowie weite Teile von Caithness im Norden Schottlands waren lange Zeit faktisch ein Teil Norwegens.

Das vielleicht wichtigste Ereignis der schottischen Geschichte in den zwei Jahrhunderten nach dem Zusammenschluss von Pikten und Skoten (um 843) war der Kampf dieser beiden Völker gegen die Angeln in Northumberland. Diese Auseinandersetzungen dauerten das ganze 10. Jahrhundert an, ehe schließlich die germanischen Völker in der Schlacht von Carham (bei Coldstream, 1018) entscheidend besiegt worden waren. Das Gebiet zwischen Forth und Tweed, das ein Teil Northumberlands gewesen war, wurde nun Teil des schottischen Königreiches. Die Schlacht von Carham ist für die weitere Entwicklung Schottlands deshalb von größter Bedeutung, weil damit entschieden war, dass Schottland nicht wie Irland ein fast rein keltisches, sondern ein keltisch-germanisches Land sein würde. Geographisch war es nun geteilt zwischen dem fruchtbaren Süden, dem Tiefland zwischen Tweed und Forth, und dem Hochland, jenem kargen und beinahe unzugänglichen Land im Norden, wo man auch heute noch tagelang wandern kann an verlassenem Seen, durch öde Heiden oder dunkle Wälder, ohne ein Dorf zu sehen oder eine Burg oder eine Stadt. Im fruchtbarsten und ökonomisch entwickelten Teil Schott-

lands wurde also nicht gälisch, sondern Englisch bzw. Scots gesprochen, und dieses Gebiet war empfänglich für Einflüsse aus dem Süden.

Jahrhundertlang blieben die Grenzen fließend und heftig umkämpft. Die Hafenstadt Berwick upon Tweed beispielsweise, die bis ins 14. Jahrhundert Schottlands wichtigste Handelsstadt mit einem stark flämischen Bevölkerungsanteil war (Wollhandel!), wechselte bis 1482 dreizehn Mal die Besitzer, ehe die Stadt an England fiel.¹¹ Heute ist Berwick die einzige englische Stadt nördlich des Tweed, aber Berwickshire, die Grafschaft, ist noch immer ein Teil Schottlands. In zahlreichen Kämpfen mit Engländern wurden die wenigen Dörfer im schottischen Tiefland, die eigentlich nicht viel mehr als unter dem Schutz einer kleinen Festung zusammen gekrochene Armeleutehäuser waren, immer wieder geplündert und niedergebrannt. Diesseits und jenseits der Grenze war das Land oft jahrzehntelang eine menschenleere Wildnis, nur von Schmugglern und Viehdieben durchquert. Schottisches Grenzland ist Ruinenland (Dryburgh, Kelso, Jedburgh, Melrose), und gerade dieses Berwickshire wurde vom Clan der Homes (oder «Humes») besiedelt.¹²

1034 wurde Duncan König des neuen Reiches der Skoten, seinen engeren Verwandten, sowie der Pikten und Angeln. Da er zudem den Thron von Strathclyde erbt, war er auch König der Briten. Aber die Norweger besiedelten noch immer den Norden und die Inseln, insbesondere Orkney und Shetland, und diese blieben bis etwa 1450 von Schottland unabhängig. Aber war auch das Land der Skoten, Pikten, Briten und Angeln eindeutig keltisch grundiert, so war es doch kein Staat, sondern bloß ein lockerer Verband mehrerer rebellischer Völker, der durch kein Gesetz, sondern nur durch die Treue zum König zusammengehalten worden war; und selbst diese war eng begrenzt. Denn zwischen 943 und 1040 wurden nicht weniger als sieben von neun schottischen Königen ermordet. Thron- und Mordfolge waren also beinahe identisch. «Umso blutsverwandter, umso mehr verwandt dem Tode», lautete die schottische Faustregel dieser Zeit, wie Donalbain zu seinem Bruder Malcolm nach der Ermordung ihres Vaters durch Macbeth so treffend bemerkte.¹³ Siebzehn Jahre später, nach einer im Übrigen gar nicht so schrecklichen Herrschaft, wurde schließlich auch Macbeth, und zwar vom Sohn Duncans, ermordet.¹⁴

Wenige Jahre später, 1066, besiegten romanisierte Normannen die Angeln und Sachsen in der Schlacht nahe Hastings, im Süden Englands. Sie, die bereits unter dem Banner des Papstes gekämpft hatten, brachten mit sich ein neues System der Organisation der Gesellschaft, das Feudal-

system. Jetzt galt nicht mehr, dass einem Stamm oder einer Großfamilie ein bestimmtes Gebiet gemeinsam gehörte, das vom Oberhaupt des Clans verteilt wurde, sondern von nun an galt: Kein Mann ohne einen Herrn! Kein Land ohne einen Herrn! Die Macht wurde also fortan von oben nach unten delegiert, und die Macht selbst gründete sich auf den Besitz von Land. Der König war der einzige und eigentliche Eigentümer des Bodens, den er seinen Untertanen im Austausch für verschiedene, vor allem militärische Dienste oder für die Bezahlung einer Pacht überließ. Dem König kam auch das Privileg zu, Recht zu sprechen.

Diese Feudalisierung der Gesellschaft setzte sich in England und im Süden Schottlands durch. Im Norden, den Highlands, blieb das alte Clansystem und dessen patriarchalische Herrschaftsstruktur (mit gemeinsamem Grundbesitz) indes weitgehend erhalten. Die Clans im Norden blieben zum Teil vom Zentralismus im Süden vollständig unberührt, also autonom. So schloss etwa der ‚Lord of the Isles‘, gemeint ist damit der wichtigste Clanhäupter der Hebrideninseln, ein MacDonald, mit fremden Mächten jahrhundertlang eigene Verträge ab.

[...]